Blätter
für
Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Mittwoch den 28. August 1839.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.) № 69.

Die Hand des Herrn.

Erzählung von Charlotte Birch-Pfeifer.

(Fortsetzung.)

Als Heinrich den Nachmittag von der Mühle kam, fand er sein Weib krank und in Thränen gebadet. Die Alte aber stand schon reisefertig vor dem Bette der Müllerin, und ermahnte sie zur Geduld in ihrem Leide.

„Ach Heinrich," jammerte Rose, und streckte die gefalteten Hände nach ihm aus, „habe ich das um Dich verdient, daß Du mich umbringst! Daß Du mir die Mutter aus dem Hause treibst, sie, auf der die ganze Last der Wirthschaft ruht, sie, die mir die unentbehrlichste Stütze geworden ist! Wer soll für mich, für's Kind, für's Gesinde sorgen, wenn ich nicht vom Bette kann, o ich trage ohnedem schwer genug, warum treibst Du sie fort?"

„Ich treibe sie nicht fort," entgegnete Heinrich finster, „sie geht selbst; ich will Friede im Hause, und kann sie mit dem nicht unter einem Dache bleiben, so ist's ihre eigene Schuld."

„O sage ihr nur ein Wort!" flehte Rose in Thränen zerfließend, „sie ist alt, habe Nachsicht mit ihr; wenn sie geht, überlebt sie's nicht lange, und dann hast Du Dein Lebtag den Vorwurf von mir!"

„Das wäre freilich schlimm," sprach Heinrich ernst, und sein Inneres zog sich kalt zusammen, „Vorwürfe Zeitlebens, das wäre hart." — Damit wandte er ihr den Rücken, und sagte zu Kathrinen, die in giftiger Verstocktheit zur Seite stand: „Bleibe Sie da, Muhme, thue Sie's meinem Weibe zu lieb, die kann leben ohne Mann und Kind, aber nicht ohne Sie; sie trägt an ihrem Glücke zu schwer, sie will die Last gerne los seyn, bleibe Sie ja im Hause, Base!"

„Hörst Du die spitzen Reden?" keifte die Alte, als die Thüre hinter ihm zufiel, „da hast Du ein rechtes Glück gemacht, Gott sey's geklagt. Aber ich will das Opfer bringen, Du armes Lamm, hast eine Stütze nöthig gegen einen solchen Wolf; ich bleibe bei Dir, Rose!"

Und die Kathrine blieb, Rosens herbe Launen blieben, und im Hause selbst, Alles wie es war, nur mit dem Unterschiede, daß Kathrine keine Freundlichkeit gegen den Herrn mehr heuchelte, und dieser still und ernst an ihr hinging, ohne sie zu beachten.

Wurden ihm die heimlichen Neckereien des bösen Geistes im Hause zu toll, so nahm er den Stutzen von der Wand, und pfiff dem treuen Nero; aber der grüne Wald mit seinen tausend Geheimnissen, die funkelnden Thautropfen, das Flüstern und Träumen in den jungen Zweigen, das Jubeln der Vögel im dunkeln Busch, nichts mehr weckte seine Seele zum frühern Muth; sein Gemüth hatte einen Eindruck empfangen, den es nicht zu verwinden vermochte, sein innerstes Leben war erkrankt. So gingen Monden hin.

Eines Abends, als er heim kam von der Mühle, trat ihn der Anton an, bot ihm mit trübem Gesichte die Hand, schüttelte sie heftig, und ging dann mit gesenktem Kopf nach seiner Kammer. — Heinrich sah ihm fragend nach: „den Alten haben die Weiber gewiß wieder geplagt bis auf's Blut!" dachte er, und seine Stirn wurde noch finsterer als sie war. Am andern Morgen, als Heinrich nach der Mühle kam, fand er die Knappen schweigend und traurig, der Oberknecht wischte sich sogar von Zeit zu Zeit eine Thräne aus dem Bart; verwundert betrachtete er die sonst so heitern Burschen: „Was ist's," rief er den Xaver an, „hat's einmal wieder Stänkereien gegeben, wo steckt denn der Anton, daß er nicht Ordnung hält unter Euch?"

„Der Anton ist fort," brummte der Xaver, mit Mühe seine Thränen hinabdrückend, „ich soll Euch herzlich von ihm grüßen, und Ihr sollet ihm nicht gram seyn, aber er habe es nicht mehr aushalten können, und bringe es auch nicht über's Herz, Euch Lebewohl zu sagen. Er wolle den Frieden nicht aus Euerm Haus jagen, mit ansehen möge er aber auch nicht länger, was er sehen müsse, und so hat er sich zum Steinmüller in Erbach verdingt, Ihr sollt ihn nicht holen, es nütze nichts, er komme nicht mehr unter Euer Dach, und so ist denn die alte, ehrliche Haut fort!"

Heinrich war erbleicht, und stand lange sprachlos, dann schlug er die Faust vor die Stirne, und murmelte:

„Um Den also haben sie mich gebracht, mein einziger Freund ist hin!" Da schmiegte sich Nero an sein Knie, und sah mit den treuen Augen so klug zu ihm auf, als verstünde er des Herrn Schmerz „Dich habe ich noch, und wer weiß, wie lange sie dich mir lassen," sprach er bewegt, und streichelte sanft das schöne Thier; eben ging die Alte mit seinem jüngsten Kinde an der Pforte vorbei; er sprang hinaus, nahm rasch den jubelnden Knaben von ihrem Arm, und lief mit ihm am Mühlbach hinunter, hoch aufathmend, als hätte er ihn einer großen Gefahr entrissen; und das Kind schlug die Aermchen um seinen Hals, und lallte und jauchzte, und redete in der Sprache, die noch keine Worte hat, und doch so verständlich, so unwiderstehlich ist, zum Vaterherzen, und Heinrichs schwere Brust ward leicht in Thränen, er pflückte Maßliebe und Schlingkraut, und herzte sein Liebes, und rief: „Wenn sie mir nur die Kindlein läßt, mag sie mich um alles Andere bringen!" —

Zwei Jahre waren so vergangen, Rose hatte ein drittes Kind geboren, aber es kam todt zur Welt, denn innerer Unmuth und Verdruß nagte an ihr, und streifte die Blüthen so von ihren Wangen, wie von ihrem Gemüth.

Heinrich sah wenig frohe Tage; bald kamen die Verwandten, aufgehetzt von der Alten, und redeten ihm zu, seine Lebensweise zu ändern, bald kränkelte sein Weib, bald die Kinder, endlich fehlte ihm der alte Anton überall, und was er that, war Unrecht, er konnte kein freundliches Gesicht in seinem Haus erringen. Seine einzige Freude und Erholung war der Sonntag, den er zur Jagdzeit im Walde verbrachte, oder eine Fahrt mit den Kindern nach dem nahen Städtchen; sein Weib ging

nie mit, denn sie eiferte jetzt gleich der Base, gegen die Hoffahrt, sich ein Wägelchen zu halten, und sah in der Festigkeit und Ruhe, die er ihren Vorwürfen entgegensetzte, abermals nur seinen Mangel an Liebe, seine Gleichgültigkeit; er aber wollte sich ihren Launen nicht gänzlich opfern, er war sich bewußt, daß er in seinem Geschäfte nichts versäume, und daß er sich dies Vergnügen, unbeschadet seiner Pflicht, erlauben könne, und that schweigend, was ihm recht schien.

So erbitterten sich die Gemüther immer mehr, und die Base rückte dem Ziele immer näher, denn in Hubert's Hause, wo die Geigen so lustig aufgespielt hatten am Hochzeittage, wickelte sich, einförmig und unverändert, ein freud- und liebloses Leben ab.

Es war ein heller, aber kalter Novembertag, als Heinrich die Mühle verließ, um zum Mittagsbrod nach seinem Hause hinüber zu gehen. Das wohnliche reine Gebäude stand auf einem Hügel, hundert Schritte vom Fluß entfernt, und man sah von dort aus nach Norden eine schöne Strecke ins Land hinein, und nach Süden die Mündung des Mühlbaches in die Donau. Vor der Thür stand Heinrich einen Augenblick still, und schaute in die Landschaft, auf der ein trüber Sonnenschein lag, wie der matte Liebesstrahl aus einem brechenden Auge. Es war ihm heute besonders wehmüthig um's Herz, denn es war der Geburtstag seiner seligen Mutter, deren frommes, friedliches Walten so lange von seinem Haupte die Kümmernisse des Lebens fern gehalten hatte. Er feierte die heilige Erinnerung stumm, und verschloß auch dieses Gefühl in sein tiefstes Herz hinein, denn drinn im Hause war er ja unverstanden und ungeliebt, es feierte Niemand mit ihm das theuere Andenken. Als er so stand und sann, gewahrte er auf der Landstraße ein hübsches Fuhrwerk mit einem tüchtigen Rappen bespannt, das in sausendem Galopp dahinschoß, er sah verwundert das halsbrecherische Treiben, und merkte erst, als das Roß vom Wege ab, dem Mühlbach zurannte, daß hier ein Unglück sey. Er flog den Hügel hinab, und gewahrte nun näher kommend, daß im Wagen ein Mann saß, der sich vergebens, aber mit Unerschrockenheit abmühte, das tolle Pferd zu zügeln; jetzt senkte es den Kopf, und machte einen Seitensprung, das Fuhrwerk schlug um, der Mann flog weit hinaus in den Mühlbach, einen Augenblick lang trug ihn die dünne, krachende Eisdecke, doch plötzlich war er verschwunden, und die geborstene Fläche bezeichnete den Fleck, wo er versank.

Heinrich schrie um Haken und Stricke, flog dem Ufer zu, und riß die Mühlknappen mit sich hinab. — Keiner wagte sich auf das Eis, Heinrich besann sich nicht, schlang einen Strick um den Leib, nahm einen Haken und trat muthig den gefährlichen Weg an; die Knappen beschworen ihn, an Weib und Kind zu denken, er aber rief ihnen zu: „denkt Ihr nur daran, den Strick fest zu halten, wenn ich sinke, für's Andere laßt den lieben Gott sorgen." — Und siehe, das Eis trug den kräftigen Mann bis zu der Stelle, wo der Unglückliche versunken war, dessen Rechte sich noch krampfhaft an der gesunkenen Decke festhielt; doch da brach es auch unter Heinrich ein, und er schrie, sich mit dem einen Arm am Strick anklammernd, mit dem andern das Eis um sich her zerschlagend: „Haltet fest, Jungens, in Gottesnamen, da ist noch Rettung, laßt nicht los, denn er hat mich an dem Fuß gepackt!"

Wirklich hatte der Halbbewußtlose mit letzter Anstrengung Heinrichs Bein erfaßt, und hing nun zentnerschwer an seinem Retter, diesen mit hinabziehend. — Doch der Strick hielt ihn über dem Wasser, und mit unsäglicher Mühe gelang es ihm, sich an einer Stange, welche Xaver herbeigeschafft, so weit heraus zu arbeiten, daß man mit ihm den erstarrten Mann an's Ufer ziehen konnte.

Da aber stand Rose, leichenbleich, rang die Hände, weinte bitterlich, und fiel ihrem fast ohnmächtigen Manne um den Hals. Heinrich vergaß Frost und Schrecken, Mühe und Noth, als er sie so sah, es ward ihm warm und wohl bis hinein, und er drückte sie fest an sich, denn er hatte ja endlich einmal wieder ein Zeichen von Liebe empfangen. Lange war Rose nicht so freundlich gewesen, als jetzt, da er sagte: „Nicht wahr, wir legen den unglücklichen Mann in die grüne Gaststube?" Sie selbst half die Trage bereiten, und nach wenig Minuten lag er in trocknen Kleidern, auf einem weichen Bett, im warmen Stübchen; die Mühlknappen liefen nach dem Doktor in's Dorf, und Heinrich rieb den Bewußtlosen mit Branntwein, bis er endlich, nach langem Mühen, die Augen aufschlug. Der ehrliche Müller pries Gott und alle Heiligen, und ward fast kindisch vor Freuden, der Fremde aber sah bald auf ihn, bald auf die geschäftige Rose, und drückte beider Hände, und weinte still, denn sprechen konnte er noch nicht.

Es war ein wohlgekleideter Mann, von rüstigem Aussehen, mit wohlwollenden Zügen und großen, redlichen Augen, er mochte ein Fünfziger seyn. Um den Leib trug er eine schwere Geldkatze, auf die er jetzt deutete, und die ihm Heinrich, seinen Wunsch verstehend, abschnallte.

„Euer Geld ist wohl bei uns aufgehoben," sagte er, die Katze vor seinen Augen in einen Schrank legend.

„Nein, nein," stammelte der Fremde mühsam, „Euer, Euer!" Heinrich sah ihn groß an, schloß den Schrank, und schob ihm den Schlüssel unter das Kissen: „Lieber Herr," sagte er, „Ihr seyd in meinem Eigenthum, seyd mein Gast, und werdet mir doch wohl die Zeche nicht bezahlen wollen?"

Der Mann sah beschämt vor sich hinaus, reichte ihm noch einmal die Hand, legte sie auf sein Herz, und zeigte dann gen Himmel. „Ja, ja," rief Heinrich froh und versöhnt, „der liebe Gott hat uns aus dem Wasser geholfen, und ich will Euch wieder auf die Beine helfen." —

Und so war es auch, nach drei Tagen ging Herr Andreas Södenzi frisch und munter im Stübchen umher und schaukelte die Kinder auf den Knieen oder besprach sich herzlich und offen mit seinem Retter, über die schönen Wälder in der Gegend, über den Baumschlag und das Treibholz, denn er war ein reicher Holzhändler aus dem Banat, hatte seine eigenen Triften und Forste, und war heraufgekommen nach Deutschland, um eine Geschäftsreise nach Amsterdam zu machen. Auf dem Wege traf ihn das Unglück und hielt ihn fest; auch war sein hübsches Fuhrwerk zerschlagen, sein schönes Roß, das der Donau zulief, verunglückt, und er wußte noch nicht recht, wann und wie er vom Fleck sollte. — Er wußte um Heinrichs Verhältnisse, und sagte eines Tages: „Wenn Ihr mir Euer Fuhrwerk ablassen wolltet, Ihr könntet fordern, was immer, es geschähe mir ein großer Gefallen damit."

(Forts. folgt.)

Forstwissenschaftliches.

(Eingesandt.)

Nach so vielen schönen, lehrreichen öffentlichen Mittheilungen in der Düsseldorfer und Kölner Zeitung über Privat-Forstkultur sey dem Unterzeichneten auch erlaubt, dem wohldenkenden Forst-Publiko einen Schutz- und Bewirthschaftungs-Plan zur weitern Begutachtung vorzulegen.

Die Verfasser obenbefragter Mittheilungen haben wohl Recht und Ursache, zu klagen, daß die Privatbüsche überhaupt ihrem traurigen Schicksale überlassen sind und hieraus das größte Unglück und künftiges Verderben entstehen müsse. (Die Herrschaften großer Büsche, welche gute Büsche und Förster haben, wollen sich hierdurch nicht verletzt glauben; sie gehören zur glücklichen Ausnahme); denn eine zweckmäßige Forstkultur und nachhaltige Bewirthschaftung fordert viele Kenntnisse und Vorsicht. Die dürftige Erbschaft der französischen Forstgesetze kann hierin wenig helfen; denn das Gesetz vom 9. Floreal J. 11 (29. April 1803) enthält wie die ganze große Forstordonnanze 1669 nur meist polizeiliche Vorschriften, keine eigentlich technischen oder forstwissenschaftlichen; z. B.

1. Kein Privat-Forsteigenthümer darf einen Busch ohne Anzeige umrotten. Viele Büsche bringen gewiß als Land oder Wiese das Doppelte, ja 4 bis 6fache des Busches bei.

2. Der Privat-Forsteigenthümer muß, wenn er in seinem Busche hauen will, 6 Monate vorher unter 3000 Fr. Strafe eine Erklärung einschicken, damit die Verwalter des Schiffbauwesens ihr nöthiges Holz, freilich gegen Zahlung, hauen können. Welche lästige Bedingung!

3. Auch die Erlaubniß des Weidganges muß vorläufig nachgesucht werden.

4. Die an Domänen-Waldung anstoßenden Privatbüsche müssen durch gewisse Gräben getrennt werden.

Wenige Länder mögen, wie Frankreich, eine so große Forstordnung wie jene von 1669 besitzen. Doch enthält dieselbe wenig oder beinahe keine technischen, eigentlich forstwirthschaftlichen Vorschriften, wohl aber viel Brauchbares in polizeilicher und finanzieller Hinsicht.

In ganz Deutschland mag der Zustand der Privatforsten einer höhern Aufsicht und Berücksichtigung bedürfen. Ja wenn Tacitus jetzt unser Deutschland noch einmal bereisen sollte, so würde er da, wo er zur Zeit den Wald sacrum nemus nannte, jetzt die Achsel zucken. Bald ist das Privateigenthum zu viel eingeschränkt, bald schrankenlos dem Zufalle preisgegeben. Ich wage es daher, hier einen Plan zur öffentlichen Begutachtung und Kritik vorzulegen mit der Bitte, die belehrenden, ergänzenden oder kritischen Bemerkungen an die Redaktion dieser Zeitung portofrei einzureichen; demnach soll derselbe der hohen Behörde eingereicht werden. Die wenigen Forstkenner und Forstfreunde werden einen verdorbenen Wald in Trauer durchwandeln, alle Uebrigen empfindungslos bleiben, so lange sie noch eine warme Stube haben.

Schutz- und Wirthschafts-Plan.

1. Alle Privatforsten der Rheinprovinz bilden eine Masse Wald, welche durch die Vorsorge der Staatsbehörden verwaltet wird. Jeder Regierungsbezirk ist

2. eine eigne Abtheilung. Jeder landräthliche Kreis bildet eine Oberförsterei; 1 oder 2 Gemeinden oder Bürgermeistereien eine Försterei, je nachdem die Büsche gelegen, groß oder klein sind.

3. Alle Förster und Oberförster werden auf den Vorschlag des betreffenden Landraths von der Regierung ernannt. Die schon angestellten Förster von herrschaftlichen Büschen verdienen hiebei vorzüglich Rücksicht. Wenn der schöne Nationalwunsch in der Düsseldorfer Zeitung vom 31. Januar l. J. erfüllt wird, hier oder zu Bonn eine Forstschule entsteht, so wird es an Kandidaten nicht fehlen.

4. Das Forstpersonal bezieht seinen Gehalt vom Empfänger der betreffenden Gemeinde oder Bürgermeisterei monatlich.

5. Die angestellten Förster werden instruirt von ihrem Oberförster, betr. Landrath und Bürgermeister, welchen sie auch untergeben sind (die sehr zweckmäßige Instruktion von 1834 des H. Forstinspektor Heinzen wird hiebei zur Richtschnur dienen können.)

6. Um einen Besoldungsfond zu bilden, zahlt jeder Forsteigenthümer p. Morgen Schutzgeld 2 Sgr., alle ohne Unterschied; weil auch alle Privatforsten gleichmäßig geschützt werden sollen. Wenn nach Angabe der Zeitung vom 1. März l. J. 200000 Morgen in dieser Provinz sich befinden, so wird ein ansehnlicher Fond entstehen.

7. Alle benachbarten Förster sind verbunden, sich wechselweise helfend beizustehen, besonders bei herrschenden Freveln oder Mißbräuchen, z. B. Wilddiebereien. Der Oberförster wird dieses anzuordnen wissen.

8. Das Forstpersonal bezieht die Hälfte der Strafgelder als Remuneration; die andere Hälfte fließt in den Besoldungsfond.

9. Die Förster sollen den 1. Mai dem Oberförster etatsmäßig (das Modell wird zur Zeit mitgetheilt) anzeigen, was für das kommende Jahr gehauen werden soll, forstmäßig genau nach den Regeln der Holzzucht; eben so soll am 1. März jeden Jahres der Etat der weidgängigen oder weidbaren Distrikte, so wie der im Jahr zu machenden Holz-Kulturen eingegeben werden, damit zur Zeit näher verfügt werde. Diejenigen Eigenthümer, welche sich hierin nicht fügen, sondern eigenmächtig verfügen wollen, dieselben mögen es thun und haben dann das Schicksal ihres Busches selbst zu verantworten. Die Freiheit des Eigenthums soll nicht leiden. Indessen sollen sie doch das Schutzgeld 2 Sgr. p. Morgen zahlen, weil ihre Büsche vor wie nach gleichmäßig geschützt werden. Schutz ist die erste Bedingung aller Holzzucht. Die forstmäßige Behandlung soll nur eine gemeinnützige Vormundschaft der Staatsbehörde seyn

10. Die Jagd soll in angemessenen Distrikten öffentlich auf 12 Jahr verpachtet werden, weil ohnehin nicht jeder Eigenthümer dieselbe ausüben könnte. Der Erlös fließt halb in den Besoldungsfond; die andere Hälfte wird an die betreff. Eigenthümer, oder wenn dieses der vielen Theile wegen zu schwierig wäre, an die Armenkasse der betreff. Gemeinde abgegeben. Mit den Jagdberechtigten wären vorläufig Vereinbarungen zu treffen.

11. In jedem landräthlichen Kreise soll auf den Antrag des Oberförsters jährlich demjenigen Förster, welcher die besten und meisten Kulturen gemacht und seinen Dienst am besten vollzogen hat, eine Gratifikation zu Theil und im Kreisblatt als solcher bekannt gemacht werden.

Düsseldorf im August 1839.

Ein Forstfreund.

Ueber die Wirkungen des Daguerrotyps und des Liepmann'schen Oelbilderdrucks auf die Kunst.

Von einem Münchner Maler.

Das Daguerrotyp und der Oelbilderdruck, zwei beinahe gleichzeitige Erfindungen, haben jede einen allgemeinen und einen besondern Werth, und ergänzen sich gegenseitig dergestalt, daß durch sie sowohl dem Kunstverständniß im Allgemeinen, als auch der Kunstausübung eine zeitgemäße und sehr heilsame Revolution bevorsteht. Das Daguerrotyp ist schon mehrfach besprochen, und wenn auch unseres Wissens seine eigentlichste Bedeutung für die bildende Kunst noch nirgends genügend beleuchtet wurde, so ist, diese zu bezeichnen, doch nur unser Nebenzweck, da diese Erfindung durch den Ankauf Frankreichs bereits vor dem Untergang geschützt ist und als Gemeingut ihren Werth bald von selbst geltend machen wird. Anders verhält es sich aber mit Liepmanns Erfindung. Der Tod eines einzelnen Mannes kann dieselbe der Welt noch, wer weiß auf wie lange, entziehen; und doch ist sie so weit gediehen, daß Jeder, der mit der Oelmalerei vertraut ist, auf den ersten Blick erkennen muß, wie wichtig es ist, sie zu erhalten, wie unnütz, noch weitere Resultate von ihr abwarten zu wollen. Fernere Proben können nur die Kunsttalente des Erfinders herausstellen, auf die es hier nicht ankommt; was aber das Wesentliche ist, hat Liepmann schon bewiesen, daß nämlich das Material, womit er arbeitet, jede Nuancirung der Farben, jede kecke sowohl als delicate, die rauhe wie die glatte Behandlung zuläßt; alle Mittel der Oelmalerei, Impastirung wie Lasur und zarte Verschmelzung dickgemalter Töne stehen ihm zu Gebote, und tragen ganz den Charakter eines sicheren Pinselauftrages. Damit ist Alles gegeben, was man kann haben wollen, das Uebrige hängt von geringerer oder größerer Fähigkeit des Künstlers ab, der die Sache in Anwendung bringt, und ob Hr. Liepmann nun eben so glücklich seyn wird mit der Copie eines Mieris, als er es war mit der Skizze Rembrandts, kann über den Werth seiner Erfindung keinen neuen Aufschluß geben, indem dieses nur von der malerischen, keineswegs aber in höherem Maßstab als bisher, von der erfinderischen Geschicklichkeit des Künstlers zeugen würde.

Der Werth dieser Erfindung ist aber außerordentlich, und übersteigt, wenigstens in ihrer Wirkung auf die Kunst, noch bei weitem den des Daguerrotyps, obwohl dieses von hoher Bedeutung ist. Während das Daguerrotyp Formen und Effekte der Natur mit einer Ruhe, Präcision und Detailausführung wiedergibt, welche zu erreichen der Kunst ewig unmöglich bleiben wird, macht es die Künstler, macht es das Publikum darauf aufmerksam, was die Kunst nicht kann, und deshalb auch nicht soll. Die bloßen Abschreiber der Natur werden dadurch einen Rival bekommen, der sie bei weitem überbietet und überflüssig macht; dagegen aber wird das Publikum, von dem ein großer Theil noch der Meinung ist, daß die Präcision der Details eine Hauptaufgabe der Kunst sey, eine andere Ansicht von derselben bekommen, und einsehen lernen, daß der wahre Werth der Kunst in ihrer Wirkung auf das Gemüth liegt — einer Wirkung, die nicht durch bloßes Wiedergeben der Natur, sondern nur durch die schöpferische Kraft des Künstlers zu erreichen ist, und wird in der Folge eben darum den wahren Künstler vom Techniker unterscheiden, und denselben in dem Maße höher stellen lernen, als der Geist höher gestellt zu werden verdient als die Materie. Ferner wird das Daguerrotyp Abbildungen für alle wissenschaftlichen Zwecke, als Reisebeschreibungen, Naturgeschichte ꝛc., liefern, die im höchsten Grad erschöpfend und zuverlässig sind, während es dem Künstler Mittel gibt, sich schnell manche Studien zu sammeln, die er bisher nicht ohne großen Zeitaufwand sich verschaffen konnte. Seine Einwirkung auf die Kunst wird aber in der Hauptsache immer nur negativ und reinigend seyn, während die Einführung des Oelbilderdrucks dieselbe positiv fördern und von dem Ungemach des Zufalls befreien wird, dem das Talent wie dessen Leistungen bisher ausgesetzt waren.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß jeder Maler bisher mehr oder weniger vom Zufall, von der Gunst des Augenblicks und den einzelnen Liebhabern abhing, deren Mittel es gestatten, sich werthvolle Bilder anzuschaffen, und wie wenige so Bemittelte gibt es! Die Herstellung eines Oelgemäldes erfordert so viele Zeit, und dessen Anschaffung daher so viele Geldmittel, daß bei weitem in den meisten Städten Deutschlands nur sehr wenige, oft gar keine Männer sich befinden, die sich reich genug halten, um sich in den Besitz derartiger Kunstwerke setzen zu können; und doch sind diese Städte meistens wohlhabend und besitzen Bürger genug, die sich für jede geistige Bestrebung interessiren, und denen es eine wahre Entbehrung ist, dieses Kunstgenusses beraubt zu seyn. Wird nun jeder Künstler durch den Oelbilderdruck in den Stand gesetzt, sein Werk, auf das er Monate verwendet, so zu vervielfältigen, daß er das Exemplar um einen ganz geringen Preis verkaufen kann, so springt klar in die Augen, daß er dadurch unabhängig wird von den wenigen Mäcenaten, daß sein Ruf nach Maßgabe seines Verdienstes sich schneller und wahrer verbreitet, und daß endlich die Zahl derer, welche zum Besitz von Kunstwerken gelangen können, in dem Maße sich vergrößert, als der Preis eines Abdrucks sich verhält zum Preis eines bisherigen Originalgemäldes. Ein solcher Abdruck ist aber ein wirkliches Original.

Ferner ist wohl zu bemerken, daß durch diese beiden Erfindungen viele Künstler, die mit eigenen Productionen kein großes Glück zu machen hoffen können, aber Talente genug besitzen, um vortrefflich copiren zu lernen, ihr eigenthümliches Feld der Thätigkeit finden, und mit eminentem Nutzen für das Allgemeine ausüben werden. Sie können die alten Meisterwerke nachbilden und durch Druck vervielfältigen. Dadurch wird jede Stadt in den Stand gesetzt werden, sich eine Gallerie der besten Kunstwerke in Copien anzuschaffen, welche ausreichen, um der Jugend jenen Begriff von der Kunst beizubringen, der gegenwärtig noch so sehr vermißt wird, und der nicht verfehlen kann, den Geschmack des Publikums so heranzubilden, daß er eine rückwirkende Kraft auf die Leistungen unserer Künstler haben muß. Erreichen nun diese Copien einen hohen Grad der Vollendung, woran kaum zu zweifeln ist, da sie sich gewiß lohnen werden, und da die Thätigkeit vieler geschickten, aber nur scheinbar selbstschöpferischen Künstler durch das Daguerrotyp auf ein anderes Feld des Copirens geworfen werden wird, so können einst die Werke der größten Meister ihrer ersten Bestimmung, ihren Kirchen, ihren Palästen wiedergegeben werden, zu deren Verherrlichung sie geschaffen wurden, und die ganze Welt wird gleichwohl genießen können, was bisher nur die größten Städte oder die beglücktesten Privatleute besaßen.

Der Zweck dieser Zeilen, welche nach Besichtigung und Prüfung eines jener Liepmann'schen Drucke, *) durch den großen Eindruck, welchen dieser hervorgerufen, und ohne allen Rapport mit dem Erfinder veranlaßt worden sind, und deren Verfasser selbst Oelmaler ist, ist vor Allem der, zu ermahnen, daß wir uns doch ja nicht diese Entdeckung durch weiteres fruchtloses Warten entreißen lassen sollen (denn noch einmal sey es wiederholt, jeder Oelmaler von Einsicht muß gestehen, daß die Erfindung in sich bereits hergestellt ist), und ferner den Wunsch auszusprechen, daß Preußen — ein Staat, dessen Intelligenz nicht gerühmt zu werden braucht — oder noch besser, die vereinigten Regierungen Deutschlands in einem Augenblick, wo Frankreich eine, wenn auch hochwichtige, doch mehr materielle Erfindung durch eine Nationalbelohnung anerkannt hat, sich nicht die Genugthuung entgehen lassen möchten, eine correspondirende, aber mehr geistige Erfindung in ähnlicher Weise dem Volk und der Welt zu gewinnen, und so dem Verhältnisse Deutschlands, des geistigen Volkes, zu Frankreich, dem vorzugsweise materiellen, einen abermaligen Ausdruck zu geben. (Allg. Z.)

Die Königl. Akademie der Künste zu Berlin hat dem Maler Liepmann, von dessen Erfindung bereits in Nr. 26 und 187 der St. Ztg. die Rede gewesen ist, unter dem 15. August nachstehendes Schreiben zugehen lassen: „Die unterzeichnete Königl. Akademie gibt Ew. Wohlgeboren, auf den in Ihrer gefälligen Zuschrift vom 26. v. M. ausgesprochenen Wunsch, sehr gern das Zeugniß, daß der von Ihnen dem akademischen Senate vorgelegte Farbendruck nach einem Bilde Rembrandt's im hiesigen Königl. Museum vor allen ähnlichen Versuchen sich dadurch auszeichnet, daß derselbe ein mit dem Pinsel ausgeführtes wirkliches Oelbild zu seyn scheint, und daß die Akademie wünschen muß, daß Ew. Wohlgeboren in den Stand gesetzt werden möchten, diese bereits mit so bedeutendem Erfolge begleiteten merkwürdigen Versuche auf eine für Sie lohnende Art fortzuführen und auszubilden."

Miszellen.

Ein Hr. Quenut in Paris hat eine Art elastischer Stiefel mit beweglichen Absätzen erfunden, und ein Patent darauf erhalten. Dieselben sitzen höchst bequem, und sind besonders solchen Leuten zu empfehlen, deren Füße beim Gehen anlaufen. Durch einen Druck auf den Knopf kann Jeder diese Stiefel mit Leichtigkeit weiter und länger machen, und die beweglichen Absätze sorgen dafür, daß die Sohle gleichmäßig sich abnutzt, selbst wenn man auf der Seite stärker im Tritt seyn sollte, als auf der andern. — Hr. Quenut ist offenbar ein Beförderer des Fortschrittes, und doch bleibt er (ein seltener Fall unter den Weltverbesserern) bei seinem Leisten.

Ein Dieb wurde im Zuchthause vom Revisor befragt, weshalb er hier sey. Der sehr gebildete Dieb antwortete: „Ich bin nur hier, weil mich Mutter Natur mit einem zu sehr um sich greifenden Fassungsvermögen begabt hat."

---

*) Die Redaktion der Allg. Ztg. hatte dem Hrn. Verfasser einen dieser Drucke zur Ansicht mitgetheilt, und sie kann bezeugen, daß das Werk selbst und kein Verhältniß zu dem Erfinder dieses Kunsturtheil hervorgerufen hat.